

## Die geteilte Straße

*Victor und Ercan wohnen in Berlin nur wenige Schritte voneinander entfernt – doch Victor wird einmal studieren, Ercan um eine Ausbildung kämpfen. Wie viele Kinder in Deutschland trennt sie eine fast unüberwindbare Bildungskluft.*

Von Julia Friedrichs, Die Zeit, 04.07.2013

Es gibt einen Ort, an dem sie sich dann doch treffen: die Eltern und Kinder von beiden Seiten der Bildungskluft. Im Metrobus der Linie M 41 stehen sie ineinander verkeilt: die poppigen Kinderwagen von Bugaboo, in denen Nepomuk und Mathilda und Nathan sitzen, und die abgenutzten Buggys mit Kindern namens Suad und Yassir und Esraa. Die M 41, ein langer gelber Bus, durchquert Berlin vom Hauptbahnhof über den Potsdamer Platz bis ans Ende Neuköllns. Nach planmäßigen 23 Minuten, auf der Hälfte der Strecke, hält der Bus am Schauplatz dieser Geschichte und entlässt die Kinderwagen auf den Bürgersteig am Rande der vierspurigen Urbanstraße.

Im Film würde man nun in die Vogelperspektive schneiden, und man könnte sehen, wie sich unten in Berlin-Kreuzberg Reich und Arm, Blond und Dunkel, Bugaboos für 800 bis 1.000 Euro das Stück und No-Name-Buggys auf sonderbare Weise sortieren.

Die blonden Kinder werden von ihren Eltern in Seitenstraßen geschoben, die nach Norden führen, in Richtung frisch sanierter Altbauten. Als "beste Kreuzberger Lage" preisen die Makler das Viertel an, in dem es eine japanische Galerie gibt, unzählige Babymode-Läden und Quadratmeterpreise, die 40 Prozent über dem Mietspiegel liegen. Hier im "Graefe-Kiez" buchen manche Väter und Mütter Breikochkurse, singen mit ihren Kleinkindern englische Lieder und nutzen die Elternzeit, um die Welt zu bereisen. Viele aber versuchen einfach, ihre Töchter und Söhne gut großzuziehen.

Die No-Name-Buggys biegen in eine Achtziger-Jahre-Siedlung südlich der Urbanstraße ab: viel Beton, 3.000 Bewohner, 80 Prozent Einwanderer. 60 Prozent

leben mit Unterstützung vom Amt. Manche Familien wohnen zu acht in dreieinhalb Zimmern. Mütter und Väter, die selbst nie richtig lesen und schreiben gelernt haben, schütteln ratlos den Kopf, wenn ihre Kinder ihnen die Hausaufgaben zeigen. Einige der Erwachsenen versumpfen vor Fernsehern, in denen arabische Digitalsender laufen. Viele aber treibt auch hier nur eines an: ihre Töchter und Söhne möglichst gut großzuziehen.

Das Altbauviertel und die Neubausiedlung liegen im Einzugsbereich derselben Grundschule. Doch die Menschen auf beiden Seiten der Straße leben in unterschiedlichen Universen.

Die Urbanstraße ist 33 Meter und 80 Zentimeter breit. Das ist sie: die viel zitierte "Bildungskluft".

Pisa-Studie, OECD-Bericht, Bildungsbericht der Bundesregierung, die Grundschulstudien Iglu und Timss, die jüngste Erhebung der Bertelsmann-Stiftung – immer und immer wieder wird das deutsche Bildungssystem untersucht, mit unterschiedlichen Methoden und unterschiedlichen Fragestellungen. Die Diagnose ist immer dieselbe: In Deutschland sind die Bildungschancen extrem ungleich verteilt.

Die Schule ist eine Sortiermaschine. Erfolgreich sind vor allem die Kinder, deren Eltern ihnen viel mitgeben können. 15 Prozent der Kinder dagegen gelten als abgehängt, meist die Armen, meist von Anfang an. Jeder siebte Viertklässler kann kaum lesen. Fast jeder Fünfte hat am Ende seiner Pflichtschulzeit nicht mal Basiskenntnisse im Schreiben, Rechnen, Lesen und einer Fremdsprache. Es gebe "einen stabilen Sockel der Abgehängten", heißt es im Bildungsbericht der Bundesregierung. "Wir produzieren eine homogene Gruppe von Bildungsverlierern", lautet das Fazit des Autors der Deutschen Jugendstudie.

Das alles ist bekannt – und bleibt doch abstrakt. Als seien es unbeschreibbare Kräfte, die Kinder in Gewinner und Verlierer unterteilen. Aber das ist ja nicht so. Deshalb der Versuch, im Kleinen nach Gründen für diese Unwucht im Großen zu fahnden. Auf beiden Seiten der Urbanstraße. Auf beiden Seiten der Kluft.

Schon bald wird klar, dass es das eine, entscheidende Hindernis nicht gibt. Wer begreifen will, muss sich auf ein Puzzlespiel einlassen.

Die Architekten der Neubausiedlung haben Anfang der achtziger Jahre eine Burg gebaut: Betonblöcke gruppieren sich um einen großen Hof. Zur Straße hin verriegeln Schlagbäume die schmalen Durchfahrten. An beiden Seiten wird die Siedlung von Lebensmitteldiscountern flankiert. Wer will, kann leben, ohne die Burg zu verlassen. Wer von außen schaut, sieht keinen Anlass, sie zu betreten.

Ein regnerischer Dienstagnachmittag. Trotz des Wetters sind Dutzende Kinder in der Siedlung unterwegs. Eine Gruppe Neun- oder Zehnjähriger rennt über den Hof, verschwindet, kommt wieder. Teenager kicken auf dem Bolzplatz. Zwei Mädchen schieben Babys in Buggys umher. Ein Bild, das im Rest des Landes über Jahre Alltag war und heute ungewohnt erscheint: so viele Kinder und kein Erwachsener, der aufpasst.

Schließlich quert doch einer den Hof: Hussein Erim, 49, ein kleiner Mann mit rundem Gesicht. Er hat seine zehnjährigen Drillinge aus der Schule abgeholt. Jetzt bringt er sie zum Nachhilfeunterricht in den türkischen Nachbarschaftsverein.

Wer mit Hussein Erim reden will, braucht einen Dolmetscher. Hussein Erim lebt seit zehn Jahren in Berlin und spricht noch immer kaum Deutsch. Seine Lebensgeschichte ist wie die vieler Menschen in der Siedlung unübersichtlich. Etliche pendeln zwischen der alten Heimat und Deutschland hin und her. Später wird eine Mutter von der anderen Seite der Kluft erzählen, sie fürchte, die Menschen in der Siedlung seien kulturlos, weil sie entwurzelt seien. Deshalb wolle sie ihre Kinder nicht mit Kindern aus der Siedlung auf eine Schule schicken. Es ist eine der Vermutungen, die Menschen übereinander anstellen, die nie miteinander reden.

Hussein Erim lernte seine Frau Selma in der Türkei kennen. Er lebte dort, sie war in Berlin aufgewachsen und zum Urlaub in der Türkei. Sie waren zwanzig und heirateten sofort – gegen den Willen der Eltern. Mit den Jahren bekam das Paar drei Kinder. Sie lebten mit Selma Erim in Deutschland. Hussein Erim blieb in der Türkei. Erst, weil er musste, das Militär zog ihn ein, dann, weil er wollte. Selma blieb lieber in Berlin. Jahrelang führte das Ehepaar eine Fernbeziehung. Erim hatte in der Türkei Arbeit als Gärtner, Selma die Familie in Deutschland. "Eigentlich lief das gut", übersetzt der Dolmetscher. Dann aber, mit Ende 30, wurden die Erims noch einmal

Eltern – von Drillingen. Ein Mädchen, Sevcan, und zwei Jungs: Erkan und Ercan, der sich "Erdschan" ausspricht, als sei er die weichere Version seines Bruders. Wenn der Vater erzählt, ragen einzelne deutsche Worte wie Inseln aus seinem türkischen Redefluss: "Familienzusammenführung", "Ein-Euro-Job", "Elternabend".

Vor der Geburt der Drillinge siedelte Erim nach Berlin über. Ein Mann, der stolz darauf war, dass er mit seiner Gärtnerschere aus einer Hecke einen Frauenkörper formen konnte. Ein Mann, für den es in Deutschland keine Arbeit gab. Als Ein-Euro-Jobber sammelte er Müll und reinigte Parks. Aber das ist vorbei. Seine Frau ist seit Jahren schwer krank. Sie sieht schlecht, hat Diabetes und verlässt die Wohnung nur noch selten. Deshalb ist Hussein Erim nun vor allem Mann und Vater.

Der Übersetzer sagt für ihn: "Ich will die Kinder sicher durch den Alltag führen, ihnen Moral und Respekt beibringen. Ich bin bereit, alles für sie zu tun."

"Warum können Sie noch immer nicht so gut Deutsch, Herr Erim?" Er erzählt, dass er einen Deutschkurs besuche, aber viel zu oft sei es so wie am Vortag. "Da saß ich da, die Aufgaben vor mir: Ich komme. Ich komme nicht. So habe ich geschrieben. Und da kam ein Anruf: Erkan hat Ärger in der Schule." Er sei hingefahren. Später habe er sich um seine beiden Enkel gekümmert. "Die Drillinge, die Enkel", sagt Erim. "Es ist anstrengend. Mein Kopf ist zu voll mit Problemen."

"Anstrengend" – ein Wort, das man häufig hört. Als Antwort auf die Frage, warum Eltern nicht mit ihren Kindern lesen, warum an den Nachmittagen der Fernseher läuft, warum die Familien so selten den Weg aus der Siedlung finden. Anstrengend – zunächst klingt das nach einer zu einfachen Entschuldigung. Aber schnell wird klar, dass Hussein Erim ernsthaft um seine Drillinge bemüht ist, und man fragt sich: Wie würde man selber das Leben meistern? Verantwortlich für drei große Kinder, drei kleine Kinder, zwei Enkel und eine kranke Frau? Und ohne feste Arbeit?

Eine Woche später, wieder ein Dienstag. Diesmal auf der anderen Seite der Straße, hundert Meter vom Bolzplatz der Siedlung entfernt. Im Seminarraum eines Elterncafés liegen türkisfarbene Yogamatten im Kreis. Sieben Frauen und ein Mann sitzen darauf. Sie schwingen Seidentücher und zählen dazu auf Englisch. Dabei schauen ihnen Kleinkinder zu: begeistert die einen, entsetzt die anderen, fragend die

dritten. Little Music Makers heißt der Kurs, musikalische Frühförderung auf Englisch. 135 Euro für zehn Stunden.

Am Ende der Stunde kippt die Leiterin eine riesige Tasche mit Trommeln, Rasseln und Triangeln aus: ein Berg, auf den die Kleinkinder zuwanken. Das Bild brennt sich ein: Hier gibt es mehr als genug für jedes Kind. Die Nachfrage nach ihren Kursen sei gewaltig, sagt die Leiterin, genau wie in privaten Kinderschwimmbädern, bei Ballettkursen und in der Zirkusschule.

Es ist die Folge eines gesellschaftlichen Großtrends: Akademiker bekommen relativ spät relativ wenige Kinder. Sie sind bereit, für deren Förderung einiges zu tun, einiges zu zahlen. Man ahnt, dass Hussein Erim da nicht mithalten kann.

Katharina von Borcke, eine der Mütter, sitzt nach dem Kurs noch mit ein paar anderen bei einer Waffel zusammen. Die Mütter sind sich einig: Man bleibe hier schon sehr "unter sich". Beim Babyschwimmen, beim PEKiP-Krabbelkurs, im evangelischen Kindergarten. Katharina von Borcke sagt: "Ich weiß, dass durch vieles, was wir machen, eine Riesenschere zu den ärmeren Familien entsteht. Das ist hart. Aber natürlich ist mein Kind mir am nächsten."

Ihr Kind heißt Victor und ist fast zwei Jahre alt. Ein dunkelblond gelockter Junge, der gerade um sich tritt. Victor ist müde. Katharina von Borcke ist alleinerziehend; kurz nach der Geburt ging sie wieder arbeiten. Morgens bringt sie Victor in die Kita, dann fährt sie ins Büro, in eine PR-Agentur. Nach der Arbeit holt sie Victor wieder ab, der Abend gehört ihm. Auch das klingt nach einem anstrengenden Leben. Aber Katharina von Borcke hat den Ehrgeiz, ihrem Kind alles zu bieten.

Hussein Erim und Katharina von Borcke haben weder dieselbe Sprache noch dieselbe Heimat oder dieselben Erfahrungen. Dass sie sich fremd sind, verwundert nicht. Weder auf dem Hof der Siedlung noch im Little Music Makers-Kurs werden ihre Kinder sich begegnen. Auch nicht auf einem der beiden Spielplätze des Viertels, denn auf dem einen toben die Kinder aus der Betonburg, auf dem anderen die aus den Altbauten. Diese Teilung wäre in Ordnung, wenn nicht die Chancen auf eine Zukunft

ebenso aufgeteilt wären: viele Chancen für die Kinder in den Altbauten, wenige für die in der Betonburg.

Je vielfältiger eine Gesellschaft ist, schreibt der Soziologe Heinz Bude, desto dringender brauchten die Menschen Orte, an denen sie das Zusammenleben übten. Das, sagt Bude, sei die Kernaufgabe der staatlichen Institutionen: der öffentlichen Kindergärten und Schulen. Hier müsste es egal sein, wer auf welcher Seite der Kluft geboren wurde.

Das Fatale ist, dass das Bildungssystem diesen Auftrag nicht erfüllt. Ob ein Kind lesen lernt, hängt laut der Grundschulstudie vor allem von dessen sozialer Herkunft ab. Statt Unterschiede zwischen Kindern auszugleichen, vergrößert das Schulsystem sie. Wie kann das sein?

Die Schule liegt auf der wohlhabenden Seite der Kluft. Jeden Morgen ziehen die Kinder aus der Neubausiedlung in einer Art Prozession zu dem Backsteinbau im "beliebten Gründerzeitviertel"; so steht es auf der Homepage der Grundschule. Es ist unwichtig, wie diese Schule heißt. Denn das, worum es geht, geschieht in fast jeder Schule in fast jeder deutschen Stadt.

Wie in fast allen Bundesländern sind die Grundschulen auch in Berlin Einzugsbezirken zugeteilt. In Kreuzberg hat das Bezirksamt Straße für Straße, Haus für Haus festgelegt, wohin welcher Schüler gehört. Eigentlich sollen die Kinder beiderseits der Urbanstraße an dieser Schule sechs Jahre lang miteinander lernen.

Hussein Erim denkt gerne an seine Schulzeit zurück. Noch heute ist er traurig, dass er nur zwei Jahre lang lernen konnte. Er war schon neun, als er eingeschult wurde, und erst elf, als er anfangen musste zu arbeiten. Die Familie war arm. Eigentlich sei es ein großes Glück, dass sie jetzt hier seien, sagt er. "Ich will, dass meine Kinder viel lernen", sagt Hussein Erim – beziehungsweise: Der Dolmetscher sagt es für ihn. Und dann, auch wenn man kein Wort versteht, hört man, wie das Gespräch kippt. Erim spricht lauter, wird wütend. Auf wen? "Es ist die Schule. Die Kinder sind unglücklich dort."

Weil das, was jetzt kommt, ihm offenbar besonders wichtig ist, wechselt Erim ins Deutsche. "Ich frage meine Kinder: ›Die Klasse gut?‹ – ›Nein, Baba‹, sagen sie."

Erim schreit jetzt fast. "Ich frage: ›Die Schule gut?‹ – ›Nein, Baba.‹ Warum? Warum?" Seine Söhne Ercan und Erkan zählen die Tage, die es dauert, bis sie mit der Schule fertig sein werden. Hussein Erim fragt sich: "Wie kann das sein, dass ein Kind die Schule nicht liebt?"

Andere Familien werden diese Klage in etlichen Varianten wiederholen. Sein Sohn sei in der dritten Klasse und habe noch nicht mal alle Buchstaben gelernt, sagt ein Vater. Die Lehrer seien alt und oft krank, ihr Sohn habe in sechs Jahren nicht einen Ausflug gemacht, sagt eine Mutter. Ihr Kind sitze in einer Klasse mit 22 ausschließlich türkischen und arabischen Mitschülern, erzählt eine andere Mutter. Sie fände es schön, wenn wenigstens ein paar Deutsche da wären, "mehr unterhalten, mehr sozialisieren".

Die Direktorin der Schule lehnt ein Interview ab. Es wird dauern, bis sich der Konrektor und zwei sehr engagierte Lehrer doch zu einem Gespräch bereit erklären.

Ercan Erim aber, Hussein Erims Sohn, möchte reden. "Darf ich?", fragt er höflich.

Ercan, ein schmaler, blasser Junge mit wachen Augen und einem breiten Lachen, sitzt am Tisch im türkischen Nachbarschaftsverein. Wie so oft trägt er seinen schwarzen Trainingsanzug. Ercan liebt Fußball. Er hat nicht nur eine doppelte Staatsbürgerschaft, er ist auch Doppel-Fan: FC Bayern und Fenerbahçe Istanbul. Für ihn, den Zehnjährigen, ist das mit den zwei Heimatorten kein Ding. Ercan versteht schnell. Seine Englischaufgaben hat er längst fertig, nun lässt er seinen Bruder Erkan abschreiben. Erkan ist oft wütend, weil bei ihm alles länger dauert. Vor Kurzem wollte er im Internet googeln, wie man schnell schlau wird. Er hat keine einfachen Antworten gefunden. Ercan hofft, dass sein Bruder mit den geschenkten Englischlösungen zumindest gut durch den nächsten Schultag kommt.

"Ich möchte, dass Erkan glücklich ist", sagt Ercan. Das ist eine seiner Sorgen. Die andere ist dieser Backsteinbau, in den er jeden Morgen gehen muss.

Ercan sagt: "Ich liebe meine Familie, es ist die beste von allen. Wir basteln, wir malen, wir kriegen aber auch Tadel. Ich überlege, später Sänger zu sein, weil ich Lieder liebe. Ich bin glücklich im Leben. Aber die Schule liebe ich nicht." Atemlos redet er weiter: "Wenn ich höre, dass einer zu meiner Schule gehen will, sage ich

immer: Nein, soll er nicht machen. Wir lernen nicht so viel. Die Hälfte der Klasse macht die Hausaufgaben nicht. Es ist immer laut. Und wenn einer furzt oder schlimme Ausdrücke sagt, macht die Lehrerin nichts. Ich will mehr lernen. Ich freu mich, wenn ich nicht mehr auf dieser Schule bin."

Der Bildungsforscher Klaus Hurrelmann sagt, dass vor allem Schwache starke Institutionen brauchen. Orte, die ihnen Halt geben. Klare Regeln, feste Zuständigkeiten. "Fehlen diese Strukturen, ist das für die schwachen Schüler eine Katastrophe."

In Berlin hat man, wie überall im Land, in den vergangenen Jahren eifrig an den Schulen herumreformiert. Die ersten zwei Klassen sind zu einer fusioniert worden. Die Kinder sollen im "jahrgangsübergreifenden Lernen" im eigenen Tempo vorankommen. Die Einschulung ist vorgezogen worden. Viele Berliner Kinder sind an ihrem ersten Schultag gerade mal fünfeinhalb Jahre alt. Wie in den meisten Bundesländern wurde die Schulzeit auf zwölf Jahre verkürzt. Die Kinder sollen früher, schneller, eigenständiger lernen. Inzwischen legen erste Studien nahe, dass schwache Schüler seit den Reformen nicht aufgeholt haben, sondern sogar teilweise weiter zurückgefallen sind.

Nach Wochen gewährt die Schule von Ercan Erim und den anderen Kindern aus der Siedlung doch einen Termin. Es kommen: eine Sportlehrerin, die nichts beschönigt, ein Mathelehrer, der ein großes Herz hat, und der stellvertretende Schulleiter, der entschieden hat, so offen zu sprechen, wie es seine Funktion erlaubt. Die drei machen den Eindruck, dass sie sich bemühen. Das ist, bei den Bedingungen, unter denen sie arbeiten, ein echtes Kompliment.

Ein Schulhof ist wegen Baufähigkeit gesperrt. Auf dem zweiten, der auch bald dichtgemacht werden soll, parken zurzeit die Lastwagen der Arbeiter. Das Foyer ist dunkel und staubig. Die Toiletten in einer Turnhalle sind seit Langem unbenutzbar. Die Schule sei verdreckt, sagen die Lehrer. Sie und die Eltern putzten manchmal selber. Bis vor einigen Jahren hatte die Schule feste und zuverlässige Reinigungskräfte. Aber dann vergab die Stadt die Aufträge neu, um zu sparen. Jetzt



putze eine Privatfirma und lasse ihren Leuten sehr viel weniger Zeit. Die Lehrer klagen: Es gibt großen privaten Reichtum, aber öffentliche Armut.

Kann man Kindern unter diesen Umständen die starke Institution geben, die sie brauchen?

Die drei Lehrer erzählen, das Kollegium der Grundschule sei betagt, wie überall in Berlin. Der Altersdurchschnitt der Lehrer in der Stadt liegt bei 50 Jahren, fast 1.500 Lehrer sind dauerhaft krank. Im Winter waren an der Schule drei Kollegen langfristig ausgefallen. Hatten dann noch vier, fünf Lehrer die Grippe, brach alles zusammen.

Was das bedeutet, beschreibt der Konrektor so: "Wenn nur so viele Lehrer da sind, dass wir irgendwie alle Kinder betreut bekommen, dann kann man keine Rücksicht darauf nehmen, ob Kinder noch Deutsch als Zweitsprache haben, ob eine Klasse in zwei Gruppen geteilt werden sollte, ob es Kinder mit besonderem Betreuungsbedarf gibt."

Inzwischen sind zwei Stellen an der Schule neu besetzt worden. Für den Senat ist die Versorgung damit "ausreichend". Der Konrektor sieht das anders. Das System funktioniert, wenn niemand krank ist. Und nur dann. Auch eine Pressesprecherin des Senats äußert sich. Sie teilt mit, die Erfahrungen der Kinder aus der Siedlung seien nicht verallgemeinerbar. "Wir haben sehr gute Schulen mit hohem Lmb-Faktor und hohem NdH-Faktor", sagt sie.

Lmb und ndH sind die amtlichen Maßeinheiten für Berliner Schüler. Lmb – das heißt "lernmittelbefreit". Es bedeutet, dass die Familien Hefte und Bücher nicht selber zahlen können. Es ist ein Codewort für "arm". NdH ist auch so ein Codewort und steht für "nichtdeutsche Herkunftssprache". Die Grundschule hat 80 Prozent Lmb- und 90 Prozent NdH-Kinder.

Wo also sind die Kinder aus den sanierten Altbauten?

Katharina von Borcke, die Mutter des zweijährigen Victor, will nichts dem Zufall überlassen. Sie hat den Bildungsweg ihres Sohnes früh und genau geplant. Dieser Weg wird Victor aus dem Viertel herausführen, weit weg von den Kindern aus der Siedlung. Katharina von Borcke hat eine Kita in Berlin-Mitte ausgesucht, weil es

dort auch Englischstunden gibt. Später, so hofft sie, wird Victor eine bilinguale Grundschule besuchen. Victors Vater ist Engländer, und Katharina von Borcke glaubt, dass man Kinder schon früh fördern kann.

Katharina von Borcke kommt aus einem Dorf in Niedersachsen. Sie ist vor 20 Jahren nach Berlin gezogen, weil die Vielfalt der Großstadt sie anzog. Seit sie ein Kind hat, blickt sie anders auf ihre Umgebung. Sie sehnt sich für ihren Sohn nach einem sicheren und überschaubaren Umfeld, das so ist, wie damals ihr Dorf war. "Seit er da ist, falle ich in alte Muster zurück", sagt sie. Zunächst habe sie sich keine Gedanken darüber gemacht, ob man hier im Viertel ein Kind in die Schule schicken könne. Dann habe sie gelesen, dass die Kinder sich an den Schulen gegenseitig die Handys klauten. Ein befreundeter Rechtsanwalt habe ihr von Strafanzeigen gegen Schüler erzählt, wegen Schlägereien. "Ich weiß nicht, was davon stimmt", sagt sie. "Aber mir reicht schon ein Restrisiko, um zu entscheiden, dass ich das nicht will." So abstrakt formuliert, klingt das nachvollziehbar. Konkret heißt es aber: Mein Sohn wird mit einem wie Ercan Erim nie in dieselbe Schule gehen.

An diesem Nachmittag sitzt Ercan im Nachbarschaftstreff der Siedlung über einem Jutebeutel, den er mit Hieroglyphen bedruckt. "Das wird mein Name auf Ägyptisch", sagt er, "ich liebe Hieroglyphen." Sein Tischnachbar, ein großer Junge mit kurzem, schwarzen Haar, sagt: "Ich mag die auch und Nofretete, die Königin. Nur Ausmalen ist übelst langweilig." Wer die Tasche fertig und die Nofretete studiert hat, bekommt ein Zertifikat und darf am nächsten Morgen mit ins Ägyptische Museum. Für die Kinder ist das ein großes Ereignis.

200.000 Euro, gut 60 Euro pro Bewohner und Jahr: Das ist das Budget des Siedlungsmanagements. Teilzeitkräfte und Ehrenamtliche, Praktikanten und Studenten organisieren mit diesem Geld verschiedene Kurse, einen Kindertreff, einen Treff für Jugendliche und das sehr erfolgreiche Lernpatenprojekt, bei dem ehrenamtliche Nachhilfelehrer in die Familien gehen. Rund 50 solcher Patenschaften gibt es. "Mehr schaffen wir nicht. Dabei ist die Nachfrage riesig", sagt ein Student, der das Patenprogramm betreut.

In der Siedlung gibt es mehr als 1.000 Kinder. Seit 2008 spart das Land Berlin bei den Ausgaben für Kinder- und Jugendeinrichtungen. Je nach Bezirk wird das Budget jährlich um fünf bis acht Prozent gekürzt, das sind vier bis sieben Millionen Euro im Jahr. Aber wenn der Staat sich zurückzieht, entscheidet das Geld der Familien darüber, wer sich welche Förderung leisten kann.

"Wir fahren dann also morgen mit der U-Bahn nach Mitte", sagt ein Student, der den Ausflug organisiert. "Mitte, ist das wie Ostsee?", fragt Ercan. Die Ostsee ist sein Sehnsuchtsort. Im Januar 2010 war er mit seinen Geschwistern und seiner Mutter dort zur Kur. "An der Ostsee, das war wie ein Hotel", sagt Ercan. "Jeden Morgen gab es Cornflakes zum Frühstück. Wir haben da gelebt wie Reiche. Die Ostsee – das ist das Schönste. Aber Morgen: Ägyptisches Museum, da freue ich mich auch. Ich mag das Abenteuer."

Zwölf Kinder werden am nächsten Tag zu diesem Abenteuer aufbrechen. Auf der U-Bahnfahrt wird klar werden, dass viele ganz selten die Siedlung verlassen. Das sei zu anstrengend, wird Hussein Erim entschuldigend erklären.

In diesen Tagen hängen überall im Viertel Zettel aus. Eine Elterninitiative wirbt um Gleichgesinnte wie Katharina von Borcke. Eine Grundschule in der Nähe, heißt es in den Schreiben, werde bald bilinguale Klassen einrichten. Die Schule sei deshalb nicht an die amtlichen Grenzen gebunden. "No Einzugsbereich!", heißt es auf dem Zettel.

Der Mathelehrer der Grundschule im Viertel zuckt resigniert mit den Schultern. "Wir wissen, dass viele Eltern versuchen, mit ihrem Kind an eine andere Grundschule zu kommen", sagt er.

Der Integrationsrat der deutschen Stiftungen hat vor einem halben Jahr 108 Berliner Schulen untersucht. Die Forscher stellten fest, dass etliche Eltern die ihnen zugewiesene Schule meiden, wenn diese einen hohen Ausländeranteil hat. Sie schreiben Bewerbungen an andere Schulen. Sie klagen gegen die Zuweisung. Bei einer Umfrage gaben sechs Prozent der Eltern zu, sich eine Scheinadresse im Bezirk einer anderen Grundschule besorgt zu haben. All das vertieft die Kluft.

Schwache brauchen starke Institutionen. Wenn das gelingen soll, dürfen Schulen nicht nach Marktgesetzen funktionieren. Denn sonst passiert das, was auf der Urbanstraße zu beobachten ist: Wer kann, flüchtet dorthin, wo er ein besseres Angebot vermutet. Zurück bleiben die, deren Eltern nicht nach Alternativen suchen wollen oder können. Zurück bleiben die, die eine hervorragende Schule besonders nötig hätten.

Wer sich weiter umhört, auf beiden Seiten der Kluft, der lernt noch etwas. Einmal entfesselt, funktioniert der Bildungsmarkt wie andere Märkte: Wer die attraktivsten Produkte feilbietet, darf die Regeln bestimmen, nach denen man ins Geschäft kommt.

Die Kita in der Neubausiedlung ist – anders als die Schule – bei den Eltern dort sehr beliebt. Man trifft regelrechte Fans. Frauen mit Kopftuch, die schwärmen, wie wichtig die Kita sei – je früher das Kind sie besuche, desto besser. Ältere Damen, die sagen: "Kindergarten hat uns viel, viel beigebracht. Wir sind sehr dankbar."

Das ist die Kurzfassung etlicher Studien zum Ertrag frühkindlicher Bildung: Vor allem die Kinder aus armen Familien profitieren davon.

Jutta Allmendinger, die Leiterin des Wissenschaftszentrums Berlin, schreibt: Migrantenkinder, die in der Krippe waren, gehen doppelt so häufig aufs Gymnasium wie die, die zu Hause betreut wurden. Der amerikanische Nobelpreisträger James Heckman hat berechnet, dass ein Land von jedem Dollar, den es in die frühe Förderung der Ärmsten investiere, einen Nutzen von sieben bis zwölf Dollar habe, weil es Sozialkosten spare und Steuern einnehme.

Auch die Kita der Siedlung hatte, wie die Schule, zeitweise einen sehr hohen Migrantenanteil: 92 Prozent. Jetzt liegt er bei 80. Denn die Kita-Leiterin hatte eine Idee. Weil Krippenplätze für die ganz Kleinen auf beiden Seiten der Kluft knapp sind, richtete man große Räume in der Dachetage ein – eine Extragruppe für die Aller kleinsten. Dorthin bringen nun auch Eltern aus den Altbauten ihre Kinder.

Alle hätten sich sehr gefreut, erzählt die Leiterin. Doch bald waren die Kinder der Mittelschichtseltern wieder weg, nämlich als sie in die Gruppen für die Älteren wechseln sollten, zu den Jungen und Mädchen aus der Siedlung. "Die Eltern waren

zufrieden mit unserer Arbeit", sagt die Leiterin, "aber dann hieß es: Nee, das ist mir nicht so recht, viele arabische Kinder, laute Kinder."

Das fand die Kita-Leiterin schade. Deshalb hat sie noch einmal überlegt, ob man ihre Idee nicht weiterentwickeln könnte – und den Eltern aus der oberen Etage in diesem Jahr ein Angebot gemacht: Ihre Kinder sollten gemeinsam wechseln können. In eine Gruppe. Zu einer Erzieherin, die sich die Eltern aussuchen durften. "Das hat geklappt", sagt die Leiterin. So haben sie jetzt in der Kita eine ganz besondere Gruppe, in die die fünf Mittelschichtskinder aus der Dachetage gehen.

"Wir stürzen jetzt auch in diesen Konkurrenzkampf der Institutionen um die Mittelschichtskinder", sagt der Mathelehrer der Grundschule. Und dann erzählen die Lehrer, dass sie dieselbe Methode anwenden wie der Kindergarten: Den Eltern der begehrten Kinder bieten sie besondere Konditionen an, schulen etwa eine Gruppe von Mittelschichtskindern gemeinsam in eine Klasse ein. "Wir kommen diesen Eltern ziemlich weit entgegen", sagt der Mathelehrer.

Ist das tatsächlich ein Weg, um die Kluft zu überwinden? Darf man Kinder in "attraktiv" und "unattraktiv" einteilen? Um die einen wirbt man, die anderen nimmt man hin? Sind ndH und Lmb die Faktoren, die eigentlich anzeigen sollen, wo der Staat helfen muss, inzwischen vor allem ein Kompass, der angibt, welche Schule Eltern umschiffen sollten? Darf man Kinder nach Herkunft und Haarfarbe ordnen?

Im vergangenen Sommer ist die Lage ein paar Straßen weiter, an einer anderen Grundschule, eskaliert. Tagelang standen Kamerateams an der Schultür, um einen Blick auf die sogenannte Deutschenklasse zu erhaschen. Auch an dieser Schule verspricht man den Eltern seit vier Jahren, dass Gruppen geschlossen in eine Klasse kommen können. Auch hier will man so Mittelschichtskinder locken, deren Eltern die Schule gemieden haben. "Die Eltern hatten Angst vor der Schule", erzählt ein Vater. "Auf den Spielplätzen hat man sich wahre Horrorgeschichten erzählt." Die Direktorin habe diesen Ängsten, die oft nicht mal begründet gewesen seien, etwas entgegensetzen wollen.

Am ersten Schultag im vergangenen Sommer wurde die Kluft so offenbar, dass die Verwandten einiger Erstklässler sich wehrten: In der A 3 saßen fast nur

Mittelschichtskinder, die meisten deutscher Herkunft. In der Parallelklasse, der A 6, waren fast nur Kinder türkischer und arabischer Eltern. Eine gut situierte Klasse, eine arme. Eine helle, eine dunkle.

Das Schulamt wies die Rektorin an, diese Aufteilung rückgängig zu machen. Aber da hatten die neuen Erstklässler ihre erste Lektion schon gelernt: wie man Gräben vertieft.

Katharina von Borcke will das alles eigentlich nicht. Ihre eigene Schule mag sie unterfordert haben, doch im Nachhinein sieht sie auch viel Positives. Sie erzählt von einer polnischstämmigen Nachbarsfamilie, deren Kinder mit ihr in die Schule gingen. Der Vater war Waldarbeiter, die Familie heizte mit Holz. Manchmal stand die kleine Katharina halb erschauert, halb fasziniert da und sah zu, wie der Vater ein Schwein schlachtete. Die Nachbarn hatten das Spielzeug, das zu Hause verboten war: aus Plastik, mit Lichtern und lauten Tönen. "Ich weiß, dass ich, wie die meisten Eltern hier, meinem Kind solche Erfahrungen verbaue", sagt sie.

Wenn Hussein Erim sich an seine Schulzeit erinnert, spricht er von Liebe. Es ist ein ungewohntes Wort in einer in Deutschland oft sehr abstrakt geführten Bildungsdiskussion. Hussein Erim glaubt, dass Liebe das alles Entscheidende sei. Als sein Lehrer starb, weinte er lange. Wann immer er in der Türkei ist, fährt er an sein Grab.

"Warum haben Sie Ihren Lehrer geliebt, Herr Erim?"

Hussein Erim streicht sich als Antwort mit der flachen Hand über den Kopf, spitzt die Lippen zu imaginären Küsschen und strahlt. So, sagt er, habe sein Lehrer ihn belohnt, wenn er die Aufgaben richtig gemacht habe. "Gut, mein Sohn", habe der Lehrer gesagt. "Ich freue mich sehr. Weiter so. So wirst du ein anständiger Herr."

Wenn sein Sohn Ercan die Hefte vorzeige, sagt Erim, höre der höchstens ein müdes "Hmmm".

"Der Lehrer ist der Hirte", sagt Erim. "Er muss lieben und strafen. Aber er darf dem Kind gegenüber doch nicht gleichgültig sein."

Eine Gruppe, in der nicht alle gleich sein müssen. Ein Lehrer, der liebt und leitet. In diesem Moment scheinen sich Katharina von Borcke und Hussein Erim recht nah zu sein. Es macht wenig Mühe, sich eine Schule zu erträumen, in der beide glücklich sein könnten. Dass es so eine Schule nicht gibt, wird Victor von Borcke den kurzen Schulweg kosten. Ercan und Erkan Erim vielleicht die Chancen auf eine bessere Zukunft.

Schon jetzt ist die erste Weiche gestellt: Das Schuljahr ist zu Ende, die Grundschule vorbei. Von August an werden Erkan und Ercan auf eine Gemeinschaftsschule gehen. Wieder werden sie mit Kindern aus ärmeren Familien, mit Kindern, deren Eltern eingewandert sind, in einer Klasse sitzen. Trotzdem fiebern die beiden dem neuen Schuljahr entgegen. Sie glauben fest daran, dass dann alles besser wird.

Ercan und Erkan Erim scheinen dem deutschen Bildungssystem noch eine Chance geben zu wollen. Man kann nur hoffen, dass sie nicht enttäuscht werden. Dass sie es schaffen, die 33 Meter und 80 Zentimeter breite Kluft zu überwinden.

Dani Mansoor, ein Nachbar von Hussein Erim, hat an diesem Morgen wieder einmal die Scherben zerbrochener Flaschen vor seiner Tür weggefegt. Fast jeden Tag geht in der Siedlung etwas zu Bruch. Wenn die Kinder zwölf, dreizehn Jahre alt seien, so berichten es alle hier, könne man viele nicht mehr erreichen. Sie seien dann nach Jahren der Niederlagen frustriert. "Die Menschen von der anderen Seite", sagt Mansoor, "die denken, das geht sie nichts an. Aber die Wut breitet sich aus wie ein Virus."

Einer der Studenten, die die Lernpatenschaften planen, blickt auf den Hof und sagt: "Es heißt immer: Kinder sind unsere Zukunft. Aber die Kinder hier in der Siedlung, die sind mit dem Satz oft nicht gemeint."

Das könnte das Ende sein. Aber das sollte es nicht. Zu mutlos, zu trist. Das Ende sollte der Moment sein, in dem Ercan Erim tanzt.

Gerade ist er am Berliner Alexanderplatz aus der U-Bahn gesprungen. "Der Eiffelturm, oder?", hat er gefragt und auf den Fernsehturm gezeigt. Er ist die große Chipperfield-Treppe hochgerannt. "Auf keinen Fall Aufzug fahren!", hat er gerufen.

Und seinem Bruder, der lustlos hinterhertrottete, hat er zugerufen: "Freu dich doch, Erkan, bitte, freu dich doch!" Ercan hat die sieben Seiten mit Aufgaben für die Schnitzeljagd fließend vorgelesen, und jetzt tanzt er, dreht sich im Kreis, klatscht in die Hände und jubelt: "Ist die schön, oder?" Dann kommt er zur Ruhe. Ercan Erim steht vor der Büste der Königin Nofretete und ist froh.

Beistück: Falsche Anreize

Die Diagnose ist gestellt. Und jetzt? Ist die Kluft überhaupt zu schließen? Die Bildungsforschung antwortet mit einem "Jein". Der Staat kann keine Wunder vollbringen, er wird die Unterschiede zwischen armen und reichen, umsorgten und weniger geförderten Kindern nie ganz aufheben können. Aber das Bildungssystem, das sind die Ergebnisse eindeutig, ist mitverantwortlich dafür, wie tief die Kluft ist. Nur in vier anderen Industriestaaten – Belgien, Chile, Türkei und Ungarn – sind die Chancen der Kinder so sehr vom Status der Eltern abhängig wie in Deutschland.

Es gibt Studien, die untersuchen, wie vielen Kindern es gelingt, trotz widriger Umstände gute Leistungen zu erzielen. In Finnland überwinden 46 Prozent der eigentlich benachteiligten Kinder die Kluft, in Deutschland nur 23 Prozent. Was also müsste hier anders laufen?

Mehrere Studien legen nahe, dass der Staat möglichst früh möglichst viel in Bildung investieren müsste. Das Geld sollte vor allem bei denen landen, die keinen günstigen Start hatten. In der US-amerikanischen Kleinstadt Ypsilanti im Bundesstaat Michigan begann 1962 ein inzwischen berühmtes Experiment. Ein Forscherteam teilte Kleinkinder aus den ärmsten Familien der Stadt per Losentscheid in zwei Gruppen ein: Die eine beobachtete man nur; die andere durfte einen kostenlosen Halbtagskindergarten besuchen, ihre Erzieher waren gut ausgebildet, der Betreuungsschlüssel war ideal. 40 Jahre lang verglichen Forscher die Leben jener Kinder, die zwei Jahre lang bestmöglich gefördert wurden, mit denen, die das Pech hatten, nicht in den Kindergarten gelost worden zu sein. Der Wirtschaftsnobelpreisträger James Heckman wertete die Studien aus. Sein Ergebnis:



Die geförderten Kinder fanden bessere Jobs, zahlten mehr Steuern, brauchten weniger staatliche Unterstützung, und sie wurden seltener kriminell.

Die Kleinstadt Ypsilanti ist weit weg, das Jahr 1962 längst Vergangenheit, doch die Leiterin des Wissenschaftszentrums Berlin, Jutta Allmendinger, kommt nach der Auswertung zahlreicher Statistiken zum selben Fazit: "Erstens, je früher wir im Lebenslauf in Bildung investieren, umso höher sind die Erträge. Die Erträge von früher Bildung sind, zweitens, vor allem für benachteiligte Gruppen hoch."

Der deutsche Staat setzt mit seiner Bildungs- und Familienpolitik derzeit aber ganz andere Anreize: Er zahlt viel Geld direkt an die Familien und gibt vergleichsweise wenig für eine gute Infrastruktur aus. Kindergeld, Kinderfreibeträge, Elterngeld und Betreuungsgeld – das alles kostet und kommt, entgegen der Forderung vieler Bildungsforscher, nicht in erster Linie denen zugute, die es besonders nötig hätten. "Kinder werden von Geburt an ungleich alimentiert", schreibt Jutta Allmendinger. "Und zwar nicht entgegen dem Einkommen ihrer Eltern, um so einen Ausgleich zwischen den sozialen Schichten zu schaffen, sondern entsprechend dem Einkommen der Eltern."

Nur 0,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts investiert der Staat in Kindergärten. Das ist die Hälfte dessen, was die OECD empfiehlt. Und viel weniger als Länder wie Dänemark (2,1 Prozent), Schweden (1,7 Prozent) und Frankreich (1,2 Prozent) für die frühe Bildung der Kleinsten ausgeben.

Zudem leistet sich Deutschland einen Flickenteppich aus pädagogischen Konzepten und Systemen. Die Bundesländer muten Lehrern und Schülern ständige Reformen zu. Auch das, vermuten Bildungsforscher, schade vor allem schwachen Kindern. Denn sie brauchen starke Erzieher und Lehrer, die sich ihrer Rolle sicher sind. Der Neuseeländer John Hattie wertete 800 Schüler-Studien aus, sein Ergebnis ist eindeutig: Für den Bildungserfolg der Schüler ist der Lehrer entscheidend. Er sollte den Unterricht steuern und klar strukturieren. Und: Er sollte an seiner Haltung arbeiten. Viel zu viele Lehrer machten vor allem ihre Schüler (und deren Eltern) für schleppende Lernfortschritte verantwortlich. Interessanterweise reden viele deutsche

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Lehrer ihre Bedeutung klein: 48 Prozent antworteten in einer Allensbach-Umfrage, sie hätten wenig oder gar keinen Einfluss auf den Erfolg ihrer Schüler.